

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 22 (1932)
Heft: 36

Artikel: Japanische Gebräuche
Autor: Gato, Don
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Wong! Denn lobe ich die Natur. Aber wenn ich sage, in de Familie, so meine ich unter uns zwei beide. Meine Frau bringt Ihnen als Dichter das gewohnte grenzenlose Interesse entgegen, und da könnten Se ganz zufällig in den vielen Gesprächen über Poesie auf mein Anliegen zu sprechen kommen. Das darf natürlich nicht passieren ...“

„Ihr Vertrauen ist mir heilig“, sagte Bünzli.

„Heilig is jut. Die Sache is ja harmlos, aber jeder Mensch hat nu mal seine Geheimnisse und muß se haben, denn wenn allens rauskommt, wird die Ehe verungeniert. Das können Se sich für Ihr späteres Leben merken, junger Mann, und nu sagen Se mal, Sie machen so hübsche Verse, wie ich höre?“

Ueber Tobias kam eine leichte Verlegenheit.

Sollte der Vater Kenntnis haben von den entzündeten Zeilen?

Er räusperte sich.

„Es ist naturgemäß“, sagte er, „daß man für stärkere Empfindungen gewagte Bilder sucht, und das ergibt sich eigentlich von selbst. Man ist gewissermaßen der Vollstrecker einer höheren Gewalt ...“

„Jawollja ... Sie machen also Verse, und zwar so 'n bißchen pikant, was? So fürs Gemüt?“

Schnaase drückte das linke Auge zu und lächelte viel-sagend.

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen ...“

„Na, Sie unschuldsvoller Engel ... ich meine so 'n bißchen stark defolletiert.“

„Ich kann mich nicht erinnern, daß ich etwas Der-artiges geschrieben habe ...“

„Hören Se mal, Sie sin doch der gewaltige Erotiker!“

Bünzli atmete auf. Er wurde also doch nicht zur Rede gestellt von einem entrüsteten Vater.

Uebrigens sah Herr Schnaase auch so vergnügt und lebensfroh aus, daß man ihn nicht für einen strafenden Richter halten konnte.

Und Tobias lächelte geschmeichelt.

„Ich bin allerdings in einem Blatte als Erotiker der Zukunft bezeichnet worden ...“

„Habe ich gelesen, und ich sagte mir sofort, dann sind Se auch der Erotiker der Gegenwart, und Sie werden sich den ehrenvollen Titel wohl richtig verdient haben ...“

„Es bezieht sich auf eine größere Dichtung von mir, das violette Chaos ...“

„Na ebend! Und daneben machen Se wohl so gepfefferte Schansongs? Was?“

„Nicht im entferntesten! Ich bin offenbar bei Ihnen verleumdet worden ...“

„I wo! Das is doch gerade das, was ich will ...“

„Es ist eine böswillige Verleumdung ...“

„Was heißt Verleumdung? Kein Mensch hat 'n Ton zu mir gesagt. Das is doch nur die einfache, logische Schlussfolgerung aus Ihrer anerkannten Eigenschaft als Erotiker ...“

„Ich verstehe aber nicht ...“

„Passen Se mal Obacht! Haben Se schon die kleine Bummsdiva gesehen, die sich hier aufhält?“

„Die Tochter von dem Schlossermeister?“

„Jawollja ... Sie sind im Bilde. Na also, ich protegiere die Krabbe 'n bißchen. Sie brauchen sich nicht dabei zu denken; in allen Ehren und als der geborene Theateronkel. Nu hört die junge Dame, daß wir nächstens 'n Fesz veranstalten, sonne venezianische Nacht am See, und da kam sie auf die Idee, daß sie sich bei der Gelegenheit mal den Altaichern zeigen könnte. Verstehen Se, ne Art Rehabilitation, damit die Banausen, sagt se, doch mal sehen und begreifen, wer und was se is. Na, Sie wissen ja, wenn sich mal 'n Frauenzimmer was in Kopp setzt. Und nu die Hauptsache. Sie will etwas vortragen, verstehen Se, was die Situation beleuchtet, was eigens dafür gedichtet is. Ne Satire auf muffige Spießbürger und 'n Sang an die goldene Freiheit, und das Ganze orntlich gesalzen und gepfeffert ... Na also, wollen Se das machen?“

„Ich?“

„Jawollja. Ich sagte mir, Sie sind der Mann dazu ...“

„Ich soll ein Gedicht machen ...“

(Fortsetzung folgt.)



Aus Japan. „Mondschau.“ Die Erwartung des aufgehenden Mondes ist eine herrliche Sitte.

Japanische Gebräuche.

Wer zum erstenmal nach Japan kommt, muß sich an mancherlei gewöhnen, was ihm bisher vollkommen unbekannt war. Die Typen der Menschen, die Städtebilder, die Häuser, die Firmenausschriften und Reklamen sind von den europäischen so himmelweit verschieden, daß man in eine ganz andere Welt zu kommen wähnt. Ist dies in den südlichen, großen Städten zum Teil schon sehr geändert, so findet man aber in den nördlicheren Gebieten noch ein unverfälschtes japanisches Leben, dem man sich als Europäer schwer anpassen kann. Sowohl die japanischen Speisen, deren Hauptgericht stets Reis ist, mit seinen diversen Beilagen, die nicht immer dem europäischen Geschmack entsprechen, als auch die Art, sie zu essen, ist eine Kunst, die man erst erlernen muß. Stäbchen, die Messer und Gabel ersetzen, wechselt man meist mit Finger und Speisen durcheinander. Ist man auf diese Art ganz und gar angewiesen, kann es einem passieren, daß man hungriger vom Tisch aufsteht, als man sich niedergelassen hat. Tisch ist eigentlich auch nicht die richtige Bezeichnung, da derselbe sich nur 20 Zentimeter vom Boden erhebt, oft aber gar nicht

vorhanden ist, sondern die Speisen werden in vielerlei kleinen Schalen und Schälchen einfach auf den Boden gesetzt und in hockender Stellung verzehrt. Schon beim Betreten eines japanischen Hauses beginnen die Schwierigkeiten. Kein Besucher darf mit Schuhen in die Wohnung eintreten. Diese müssen vielmehr stets am Eingang ausgezogen werden und stehen dort bereits Pantoffeln bereit, in die man dann hineinschlüpft und die Wohnung betritt. Hierdurch wird die Wohnung natürlich sehr sauber gehalten. Dies ist notwendig, da der Boden der Wohnräume mit „Matten-Tatamis“ ausgelegt ist. Bedingt ist diese Anforderung noch dadurch, daß die meisten Japaner, arm und reich, auf dem Boden schlafen. Am Abend werden im Zimmer, die meisten Häuser haben nur eins oder zwei, dicke Decken auf den Boden gelegt, die dann am Morgen wieder zusammengerollt und in die eingebauten Seitenschränke befördert werden. Dadurch wird natürlich viel Raum gespart. Raumkunst ist etwas, was man von dem Japaner lernen kann. Es ist unglaublich, mit welcher Geschicklichkeit er die kleinsten Räume vorteilhaft und geschmackvoll auszunutzen versteht.

Die vielen verschiedenen Fußbekleidungen wirken auf dem Bilde wie ein herrliches Stilleben. Da sieht man europäische Schuhe, hohe Gummischuhe, die bei schlechtem Wetter groß und klein, Damen und Herren stets anziehen. Die Romantik liegt jedoch in den hölzernen Fußbekleidungen, den sogenannten „Geta“, die oft eine Höhe von 10 Zentimeter erreichen, besonders aber bei schlechtem Wetter sehr praktisch sind. Es ist natürlich undenkbar, mit diesen hölzernen Dingen in die Wohnungen zu gehen. Haben die Tatamis manchen Vorteil, so haben sie doch auch große Nachteile. Sind keine Kinder in der Familie vorhanden, ist es natürlich unausbleiblich, daß dieselben die Matten naß machen. Mit der Zeit verbreitet sich dann ein modriger, muffiger Geruch, und Ungeziefer stellt sich gleichfalls ein. Laut polizeilicher Vorschrift müssen dieselben im Jahre zweimal gründlich gereinigt werden. Polizeiliche Kontrollen finden statt. Trotzdem betrachte ich die Tatamis, besonders in kinderreichen Familien, als Bazillenherde schlimmster Sorte. Lungenkrankheit, die sich besonders in Japan breit macht, scheint mir die erste schlimme Folge zu sein. In die auf dem Bilde erkennbare Oeffnung der Tatamis kommt ein kleines Becken, in dem ein Kohlenfeuer unterhalten wird, über dem stets der Teekessel summt, oder auch die ganze Familie im Winter Schutz vor Kälte sucht.



Vorschriftsmäßige Säuberung des Hauses in Japan. Da die „Tatamis“ viel Staub entwickeln, bilden sie eine große Gefahr für ansteckende Krankheiten; besonders Tuberkulose. Es werden jährlich polizeiliche Kontrollen vorgenommen.

Defen in europäischem Sinne sind hier unbekannt. In der kalten Jahreszeit werden vielfach eiserne Defen benutzt, deren Ofenrohr einfach durchs Fenster geleitet wird, Kamine gibt es nicht. In echt japanischen Familien fehlen auch diese Defen und begnügt man sich mit dem Feuer in Kohlenbecken, um das die ganze Familie herum sitzt und sich Hände und Füße wärmt. Es läßt sich denken, daß eine solche Heizmethode viele Erkältungen schafft. Man ist daher gezwungen, besonders in den nördlichen Distrikten, sehr warme Unterwäsche zu tragen. Geht man im Winter stark verummmt, so verfällt man im Sommer gerade ins Gegenteil. Da läuft die ganze Familie teilweise nackt herum und hat selbst auf der Straße sehr wenig an.

Die Zierde jeden Hauses ist ein Haustempelchen, vor dem die Familie jeden Tag ihre Gebete verrichtet und Opfer bringt. Bei den Totenfesten finden größere feierliche Opferungen statt, an denen die ganze Familie teilnimmt. Selbst in den Geschäftsräumen befinden sich kleine Tempel, besonders zu Ehren des Fuchses, der als Glückspender und Erfüller aller Wünsche sehr viel verehrt wird, wie mir ein Priester im Fuchstempel sagte, ein sehr gutes Geschäft verbürgt. Wer möchte nicht Erfüllung seiner Wünsche erwarten! Das ganze japanische Leben ist von religiösen Ideen durchdrungen und beherrscht. Im Familien-, im öffentlichen und Staatsleben spielen religiöse Zeremonien, die oft mit viel Pomp ausgeführt werden, eine große Rolle. Idyllisch ist die feierliche Erwartung des aufgehenden Vollmondes. Sonne und Mond sind im Götterleben des japanischen Mythos von großer Bedeutung. Amaterasu, die vom Himmel leuchtende Gottheit, und Tsuki-no-Kami, die Mondgöttin, waren Kinder des Götterpaares Izanagi und Izanami. Erstere entstand aus dem linken Auge des Gottes beim Waschen im Meere, während letztere aus dem rechten Auge entstand. Diese mythologischen sagenhaften Erzählungen, die bis ins graue Altertum zurückreichen, sind heute noch wesentliche Bestandteile der Shintoistischen Religion. Diese besteht fast ausschließlich aus Ahnenkult und Anerkennung der Göttlichkeit des Kaisers, verliert sich aber zu einem weitverzweigten Aberglauben, von dem das gewöhnliche Volk stark befangen ist. Dagegen ist die Liebe und Verehrung der Kinder zu den Eltern eine angenehme Erscheinung im Wesen des japanischen Volkes und erstreckt sich über den Tod hinaus. Das Familien-



Japanische „Genkan“ (Hauseingang) mit typischen Fußbekleidungen: Geta und Gummistiefel.

band ist so eng gefnüpft, daß es dem Staat die Sorge für Waisenkinder, für alte Leute, für Krüppel und Arbeitslose, von denen auch Japan nicht verschont ist, abnimmt. Das Familienoberhaupt ist verpflichtet, für den Unterhalt der ganzen Familienangehörigen zu sorgen. Dies wird streng durchgeführt und als eine Ehrensache betrachtet. Dieser Unterhaltungszwang in den Familien hat dem Staate bisher jede soziale Gesetzgebung erspart. Erst in neuerer Zeit regt sich das Bedürfnis hierfür. Eine Sonntagsruhe kennt der japanische Arbeiter nicht. Eine solche existiert nur für Beamte und für größere Werke in den Industriestädten wie Osaka, Nagoya, Kobe und Tokyo. Die Arbeitszeit beträgt oft noch 12—13 Stunden am Tag. Es läßt sich denken, daß dadurch die Arbeitsleistung des Japaners stark herabgemindert wird. Die Geschäfte sind durchschnittlich bis 11 Uhr abends geöffnet. Der Bauer arbeitet in seinen Reisfeldern von früh bis spät, ohne mehr als sein Leben zu fristen. Im Frühjahr sieht das ganze Land wie ein Morast aus, verwandelt sich aber im Juli, wenn der Reis gepflanzt ist, in eine endlose grüne Ebene. Dann erscheint das ganze Land herrlich und schön wie ein grünwogendes Meer. Da der Japaner kein Hasten kennt, sondern alles mit der größten Ruhe macht, möglichst recht umständlich, sind Menschen und Tiere von einem Phlegma, das geradezu bewundernswert ist. Der Bauer verrichtet seine Arbeit ohne Ueberfürzung, der Handwerker, der Kleingewerbetreibende, der Arbeiter vollzieht singend und pfeifend seine Tagesbeschäftigung. Während durchziehen Straßenhändler die Gasen, klingelnd verkaufen die Zeitungverkäufer die Tageszeitungen. Am Abend, wenn Tokyo in ein elektrisches Lichtmeer getaucht ist, es wird hierin von den europäischen Städten vielleicht nur von Paris übertroffen, ertönt Musik aus allen Teehäusern, Wirtschaften und Privatwohnungen. Für Musik hat der Japaner großes Interesse und pflegt insbesondere die altjapanische Kunst auf seinen eigentümlichen Instrumenten, den Samisen, eine Art Mandoline, der Taiko-Trommel, der Tutsumi, eine Handtrommel, die mit den Gelenken geschlagen wird, der Kothu, eine Art Geige, die mit einem Rohhaarbogen gestrichen wird und der Koto, ein Saiteninstrument mit 13 Saiten, das gestrichen und gezupft wird. Stundenlang können die Japaner den melancholischen, einschläfernden Tönen lauschen und sich zu Tränen rühren lassen. Ihre Andacht und Ausdauer bei solch musikalischen Darbietungen ist bewundernswert. Eines der vorgenannten Instrumente lernt fast jeder Japaner und jede Japanerin spielen. Die traditionellen Erhalterinnen dieser eigenartigen Musik sind jedoch die Geishas. In jahrelangem Studium müssen sie das Spielen verschiedener Instrumente erlernen und dann den Besucher der Geishahäuser damit erfreuen. So hat sich Japan auf den verschiedensten Gebieten, trotz seines Strebens nach Fortschritt und Neuerungen, seine spezifischen Eigenheiten bewahrt. Dies ist im Interesse des Volkstums nur zu begrüßen und gewinnen auch alle Nicht-japaner den schönen Gebräuchen des japanischen Volkes mit der Zeit viel Geschmack ab. Prof. Don Gato.

Irland und England.

Es ist lange her, seit Sir Tristian für seinen Herrn und König nach Irland fuhr, um Holde dem König zu frein. Aber seither scheinen sich England und Irland bald in den Armen, bald in den Haaren zu liegen, für die letzten hundert Jahre jedenfalls das letztere.

Irland war nicht ein Untertanenland Englands etwa in dem Sinne, wie es die Vogteien der alten Schweizer Kantone waren. Ähnlich wie Schottland und Wales war es ein Teil der Union, des Vereinigten Königreiches von Großbritannien und Irland. Es entsandte seine Abgeordneten ins Parlament nach Westminster, es bestellte seine kommunalen Behörden selbst, aber es war natürlich der Regierung in London unterstellt, und die Kontrolle über die Gemeinde- und

Bezirksverwaltungen war wohl manchmal eine etwas „eingreifende“.

Nun ist der Ire ein Schlag für sich. Es gibt wohl kaum eine Rasse, die aus härterem Holz geschnitten ist. Auf der andern Seite hat unzweifelhaft die Mißwirtschaft der vielen Gutsbesitzer, deren Vorfahren sich das Land auf mancherlei Weise angeeignet hatten, ein Großteil der Armut verursacht, die in Irland herrschte und wovon auch heute noch zu viele Spuren vorhanden sind. Dies muß die innerliche Feindschaft gegen England, als dem Land der Landräuber, erzeugt und die Erinnerung daran diese Feindschaft wach erhalten haben bis in unsere Zeit hinein. Und so ist es leicht erklärlich, daß die späten Nachkommen freier Iren sich der alten Freiheit wieder bemächtigen möchten. Der Gedanke der Republik scheint ebenfalls mehr dem unterbewußten Haß gegen alles Englische, also auch gegen das Königreich, zu entspringen, als einem bewußten staatlichen Prinzip zu entsprechen.

Nun ist aber Irland nicht mehr ein Teil des vereinigten Königreiches. Es ist eine Dominion, ein selbständiger Staat unter der Oberhoheit der großbritannischen Krone. Diesen Stand erhielt es vor 11 Jahren durch den „Home Rule“-Vertrag. Und mit diesem „Home Rule“-Vertrag und spätem Abkommen zwischen der englischen und irischen Regierung steht der heutige „Waren-Krieg“ im Zusammenhang. Es muß als bekannt angenommen werden, daß der Norden von Irland, die sogenannte Ulster Provinz, immer noch zum Vereinigten Königreich gehört. Ulster ist in der Hauptsache reformiert, während Süd-Irland, der „Irische Freistaat“, wie es heißt, in der Hauptsache katholisch ist.

Es ist etwa 50 oder 60 Jahre her, seit eine große Bewegung für „das Land dem Bauern“ aufkam in Irland. Da viele der englischen und auch der irischen Grundbesitzer ihren Pächtern unter keinen Umständen Land verkaufen wollten, nahm sich schließlich die Londoner Regierung der Sache der Bauern an und auf gesetzlichem Wege wurde verfügt, daß unter gewissen Umständen die Grundbesitzer Land zu verkaufen hatten. Aber diese gesetzliche Hilfe war nicht manchem armen Bauern von Nutzen, denn wie das Geld aufbringen, um die Anzahlung zu leisten? So wurden denn nach und nach verschiedene Systeme von Landankauf und Abzahlung angewendet, um es den Pächterbauern zu ermöglichen, ihr Land zu kaufen und im Eigenbesitz zu bewirtschaften.

Teilweise kaufte die englische Regierung Land und verkaufte es dann an die Bauern auf Abzahlung. So ähnlich wie man in der Schweiz eine zweite Hypothek verzinzen und abzahlen muß, so war auch die Verzinsung und Abzahlung des Kaufpreises festgelegt. Später legte die englische Regierung das Geld aus als Hypothekendarlehen und bezahlte den Verkäufer direkt mit Geld. Dann wurde eine Zeitlang der Verkäufer nur in Bonds bezahlt. Er konnte natürlich diese Bonds verkaufen und verlegen, wie es ihm beliebte. Aber die Regierung war die Schuldnerin auf diesen Bonds, wie überhaupt sie für alle die aufgenommenen und auf diese Landkäufe vorgeschossenen Gelder verantwortlich war und noch ist, soweit Rückzahlung nicht erfolgt ist. Andererseits hatten die Bezirks- und Gemeindefassen in Irland die Zinszahlungen und Annuitäten einzufassieren und dem speziell für diese Landkäufe eingerichteten Schuldamt in London zuzuführen. Dies ist auch heute noch die Lage. Die englische Regierung hat für die kontrahierten Schulden und die darauf verfallenden Zinsen aufzukommen, während nun andererseits die irische Regierung die Abführung der Annuitäten verweigert. So viel bekannt ist, müssen die irischen Bauern auch weiterhin an ihre, also die irische, Staatskasse die verfallenen Beträge bezahlen.

Nun stellt sich allerdings Mr. De Valera auf den Standpunkt, daß diese Zahlungen nicht eigentlich die Land-